

mehr die Wirklichkeit, sondern das Verstehen der Wirklichkeit rücke ins Zentrum des philosophischen Interesses, und Erkenntnis der Wahrheit werde „ersetzt durch das Verstehen von Sinn“ (474).

Dieser konstitutive Anthropozentrismus der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik Diltheys wird nach Walds Meinung „in der philosophischen Hermeneutik Gadammers nur verdeckt, aber nicht überwunden“ (ebd.). Denn angesichts der Tatsache, daß die Gesellschaft der Traditionsgestalt der Metaphysik seit langem mit Verdacht begegnet, rekurriert jener auf die Sprache als universales Kommunikationsmedium und glaubt, hierin die Basis philosophischer Verständigung gefunden zu haben. Wald merkt zu diesem Ansatz der Gadammerschen Hermeneutik unter Berufung auf Pieper kritisch an: Gegen die These vom Gespräch als Ort der Wahrheit sei zwar nichts einzuwenden, wohl aber gegen die These, daß alles, was in und mittels der Sprache mit uns geschieht, schon von sich aus die ‚Richtung auf das Richtige‘ habe. Was bei Gadamer fehle, sei ein Kriterium für die Unterscheidung zwischen ‚wahr‘ und ‚falsch‘. Eine wesentliche Leistung Piepers sieht Wald darin, daß dieser die Kategorie ‚Kreatürlichkeit‘ „mit unvergleichlicher Intensität in ihren sonst kaum beachteten Implikationen am Werk des Thomas herausgearbeitet“ (476) habe. Wald erinnert in diesem Zusammenhang an die thomanische Interpretation der transzendentalen Seinsbestimmungen ‚gut‘ und ‚wahr‘, die ohne den gedanklich realisierten Bezug auf die Kreatürlichkeit des Seins ebensowenig zu verstehen seien wie „die von Pieper gegen den Schulthomismus mit aller Deutlichkeit herausgestellte Auffassung vom Geheimnischarakter der Wirklichkeit“ (477). Denn auch deren Unerschöpflichkeit und Unbegreiflichkeit für das menschliche Erkennen sieht Thomas in der Kreatürlichkeit begründet.

Wald zufolge hat Pieper also mit seiner Thomasinterpretation insofern einen Beitrag zur Gegenwartphilosophie geleistet, als er uns Thomas sehen lehrt als „Verteidiger der Schöpfungswirklichkeit“ (ebd.). Daß die Welt Schöpfung ist, sei – so Wald – „das ‚in seinem Sagen Ungesagte‘, das wie ein Wasserzeichen alle großen philosophischen Ideen des *doctor communis* durchwirkt und von der philosophierenden Interpretation Josef Piepers nicht bloß aufgedeckt, sondern wiedererkannt wird ... als die verlorene Mitte und Ursache aller Zweideutigkeiten der nachchristlichen Philosophie“ (ebd.).

Diese engagierte Verteidigung der Pieperschen Thomas-Interpretation ist in der Tat geeignet, deren Bedeutung ins rechte Licht zu rücken. Gleichwohl sollte angemerkt werden, daß sich die Verteidiger des Thomas heute nicht bloß mit Sartre und Gadamer auseinandersetzen müssen – ersten sieht Pieper in konsequentem Widerspruch zu Thomas, und bei letztem diagnostiziert er ein Ausweichen vor den Implikationen des thomanischen Denkens –, sondern auch das Gespräch mit der analytischen Philosophie suchen müssen. Denn diese bietet durchaus Möglichkeiten einer Neuaneignung des thomanischen Denkens. So verdienstvoll Piepers Versuch einer Aneignung der thomanischen Philosophie als Philosophie nach dem Weltbegriff zweifellos ist, so eröffnet doch auch eine analytische Relecture der thomanischen Philosophie als Philosophie nach dem Schulbegriff Chancen für eine Erschließung des Werks des Aquinaten.

H.-L. OLLIG S. J.

## 2. Systematische Philosophie

BRANDOM, ROBERT B., *Begründen und begreifen*. Eine Einführung in den Inferentialismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2001. 264 S., ISBN 3-518-58308-5.

Sechs Jahre nach seinem Hauptwerk „Making it explicit“ hat Robert Brandom (= B.) eine Einführung in seine als Inferentialismus bezeichnete Theorie der Sprache vorgelegt. Die deutsche Übersetzung läßt sich flüssig lesen. Bedauerlich ist nur, daß der im amerikanischen Original vorhandene ausführliche Index offensichtlich dem Sparzwang zum Opfer gefallen ist. Der Umfang des zweiten Buchs beträgt weniger als ein Viertel des ersten. Im Vergleich zu der weit verzweigten und bisweilen verwickelten Gedankenführung des *Opus magnum* ist es mit größerer Klarheit geschrieben. In einer Einleitung und

sechs Kapiteln behandelt B. ausgewählte Aspekte seiner Semantik, die mit der Zurückführung des Gehalts von Begriffen auf ihren Gebrauch Ernst machen soll. Der Gebrauch von Begriffen erfolgt ganz allgemein in Äußerungen. Dabei unterliegt er gewissen Normen. Ihre spezifische Rolle spielen Begriffe aber erst dann, wenn sie innerhalb einer rationalen Ordnung, das heißt in einem Begründungszusammenhang gebraucht werden. Daraus ergibt sich, daß nicht Begriffe, sondern Sätze die grundlegende sprachliche Einheit bilden. Das Unterscheidende des Inferentialismus besteht nicht in der Auffassung der Sprache als sozialer Praxis, sondern in der These, daß sich die Bedeutung von Begriffen nach den impliziten und expliziten Voraussetzungen und Folgerungen richtet, an die eine bestimmte Äußerung gebunden ist. Die vorrangige Aufgabe der Philosophie sieht B. darin, die in unserer argumentativen Praxis gelegenen impliziten Voraussetzungen und Zusammenhänge explizit zu machen. In der Einleitung (9–66) charakterisiert er seine Position als strategische Entscheidung angesichts einer Reihe grundlegender Alternativen. Gegen Platonismus, Repräsentationalismus, Intensionalismus und Atomismus optiert er für Pragmatismus, Expressivismus, Inferentialismus und Holismus. Ausdrücklich stellt er sich in die rationalistische Tradition. Nicht die empirische Erfahrung, sondern der Umstand, daß unsere Sätze als Begründungen fungieren, verleiht ihnen ihre Bedeutung. In den folgenden Kap. argumentiert B. weder direkt für seine eigene noch gegen die entgegengesetzte Position. Seine Strategie besteht vielmehr darin, zu zeigen, wie sich im Rahmen des Inferentialismus Probleme lösen und Aspekte integrieren lassen, die üblicherweise gegen eine vom Pragmatismus herkommende Philosophie der Sprache ins Feld geführt werden. Sie lassen sich in dem Einwand zusammenfassen, daß der Inferentialismus prinzipiell ungeeignet sei, Gegebenheiten Rechnung zu tragen, die *prima facie* nicht propositional verfaßt sind. Seitdem Jürgen Habermas „Making it explicit“ als einen Meilenstein der theoretischen Philosophie bezeichnet und B. an die Seite von John Rawls gestellt hat, wird in Deutschland eine lebhafte Debatte über die Vorzüge und Nachteile seiner Philosophie geführt, die sogar die Feuilletons erreicht hat. Ich werde im Folgenden die Leistungsfähigkeit von B.s Pragmatismus im Blick auf die Explikation nicht-propositionaler Gegebenheiten erörtern. Dabei konzentriere ich mich auf die theoretischen Probleme der Wahrnehmung, singulärer Termini sowie der Repräsentation und übergehe die Fragen der Handlungstheorie sowie der Begründung von Normen.

Zunächst erläutert B. die für seinen Ansatz zentralen Begriffe der materialen Inferenz und der expressiven Vernunft. Richtet sich der Gehalt unserer Begriffe nach den Begründungen, die wir für unsere Behauptungen zu geben, sowie den Folgerungen, die wir aus ihnen zu ziehen bereit sind, muß es eine gegenüber dem logischen Kalkül vorgängige Weise des Schließens geben. Der Schluß auf die in einer bestimmten Äußerung implizierten Gründe und Folgen heißt materiale Inferenz. Die Funktion der expressiven Vernunft besteht darin, die „impliziten gehaltstiftenden inferentiellen Festlegungen [...] explizit zu machen“ (86). Daher erklärt B. das Vokabular der formalen Logik als Argumentzüge, die in allen gültigen Inferenzen, unabhängig von ihrem Gehalt oder Kontext, impliziert sind. Das sind in erster Linie das jede Bedingung mit ihrem Bedingten verknüpfende Konditional sowie die Negation, mittels derer wir die fehlende Übereinstimmung zweier Sätze feststellen. Entscheidend dabei ist die Behauptung, daß die Geltung der Inferenz nicht von ihrer formalen Richtigkeit einerseits und der Wahrheit ihrer Prämissen andererseits abhängt. Deshalb müssen die Prämissen gültiger Inferenzen nicht in jedem Fall vollständig aufgezählt werden. B. nennt das den nicht-monotonischen Charakter materialer Begründungen (115f.). Interessant ist nun die Rolle der sinnlichen Wahrnehmung, einzelner Gegenstände und unserer Vorstellungen innerhalb von B.s Ansatz. Was die Perzeption angeht, steuert er einen Mittelweg zwischen Kohärenzismus und Fundamentalismus. Seinem Lehrer Sellars folgend, polemisiert er einerseits gegen den Mythos des Gegebenen. Andererseits bestimmt er empirische Beobachtungen als den Ausgangspunkt theoretischer Inferenzen. Er verbindet die beiden Optionen durch die These, daß Wahrnehmungen einen begrifflichen Gehalt besitzen. Das betont B. auch in Auseinandersetzung mit der insbesondere von Alvin Goldman vertretenen „Verlässlichkeitstheorie“ der Erkenntnis (*reliabilism*). Die epistemischen Überzeugungen einer Person unterscheiden sich von bloßen Indikatoren dadurch, daß

sie begrifflich verfaßt sind und eine inferentielle Rolle spielen (143–145). Im Blick sowohl auf die Externalismus-Internalismus- als auch auf die Realismus-Antirealismus-Debatte stellt sich allerdings die Frage, bis zu welchem Grad unsere begrifflichen Überzeugungen durch Wahrnehmungen korrigiert werden können. B. beteuert zwar, das Problem der Verlässlichkeitstheoretiker sei lediglich ein „lokales Phänomen“ (140). Aber was garantiert, daß wir im großen und ganzen die richtigen Beobachtungen billigen? Eine ähnliche Schwierigkeit zeigt sich bei der Behandlung singularer Termini. Im Anschluß an Frege unterscheidet B. zwischen Ausdrücken, die durcheinander ersetzt werden können, weil sie die gleiche syntaktische Rolle spielen, und Ausdrücken, die denselben Gehalt, das heißt dieselbe inferentielle Bedeutung haben. Im ersten Sinn läßt sich beispielsweise ‚Immanuel Kant‘ durch ‚Ludwig Wittgenstein‘, im zweiten Sinn durch ‚der Verfasser der Kritik der reinen Vernunft‘ ersetzen. B. spricht etwas gewaltsam von „Einfachen materialen substitutions-inferentiellen Festlegungen“ (180). Im Kern beruht die „expressive Deduktion“ (201) der Notwendigkeit singularer Termini auf der Überlegung, daß eine Sprache, in der diese Festlegungen asymmetrisch wären, weder die Bildung von Konditionalen noch von Negationen zuließe. Das Argument läßt sich am Beispiel von Sortalen verdeutlichen. So stehen die Ausdrücke ‚Hund‘ und ‚Säugetier‘ in einer asymmetrischen substitutions-inferentiellen Beziehung. Legt man den Satzrahmen ‚x ist ein Q‘ zugrunde, kann ‚Hund‘ jederzeit durch ‚Säugetier‘ ersetzt werden, aber nicht umgekehrt. ‚Hund‘ erscheint somit als der inferentiell stärkere Ausdruck. Bildet man jetzt Sätze wie ‚x ist kein Q‘ oder ‚wenn x ein Q ist, dann ist x ein Haustier‘, erweist sich die Substitution von ‚Hund‘ durch ‚Säugetier‘ als nicht in jedem Fall zulässig (vgl. 189–192). Daraus folgert B., daß Sprachen, in denen ausschließlich asymmetrische Substitutionsverhältnisse herrschen, keine Negationen und Konditionale enthalten könnten. Das Argument läßt freilich offen, was die Rede von „Äquivalenzklassen wechselseitig substituierbarer Termini“ (184) mit Einzelgegenständen im ontologischen bzw. mit Objekten im epistemischen Sinn zu tun hat. Erst im Anschluß an die singularen Termini wendet sich B. dem Begriff der Repräsentation zu. Jeglicher propositionale Gehalt besitzt eine repräsentationale Dimension. Sie ergibt sich daraus, daß wir uns gegenseitig bestimmte propositionale Einstellungen *de re* zuschreiben. Dabei ist es wichtig, zwischen den Festlegungen zu unterscheiden, die wir anderen „zuweisen“, und solchen, die wir selbst „eingehen“ wollen. Angenommen, jemand ist der Meinung, daß der Verfasser der Kritik der reinen Vernunft 1804 starb, hat aber keine Ahnung, wer die Kritik der reinen Vernunft geschrieben hat. Dann kann ich ihm die genannte Behauptung „zuweisen“ und meinerseits die Festlegung „eingehen“, daß Kant der Verfasser war, indem ich sage: ‚er behauptet von Immanuel Kant, daß er 1804 gestorben ist‘. Die Funktion der Zuschreibung *de re* besteht im Idealfall darin, „explizit zu machen, welche Aspekte des Gesagten zugewiesene Festlegungen ausdrücken, und welche Aspekte eingegangene Festlegungen ausdrücken“ (230). Im sechsten Kap. entwickelt B. den aus der Gebrauchstheorie der Bedeutung stammenden Begriff der Behauptbarkeit (*assertability*) fort, indem er das, worauf uns unsere Behauptungen „festlegen“, von dem unterscheidet, was uns zu ihnen „berechtigt“ (244–254). Wird die Grenze fein genug gezogen, lassen sich anhand der inkompatiblen Folgen gewisser Festlegungen Behauptbarkeits- von Wahrheitsbedingungen abheben. Jemand kann zu der Behauptung ‚ich werde ein Buch über Hegel schreiben‘ auch dann noch berechtigt sein, wenn er zehn Minuten später vom Blitz erschlagen wird. Dennoch gehört zu den Bedingungen, unter denen die Behauptung wahr ist, daß sie sich nicht mit dem Satz ‚ich werde in zehn Minuten sterben‘ verträgt (261 f.). B. will mit dem Beispiel zeigen, wie wir im Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen die „Objektivität“ propositionaler Gehalte explizit machen können. Wenn er dabei Objektivität als eine „Art von Einstellungs-Transzendenz“ bestimmt (243), läßt er die Gretchenfrage offen, inwieweit er bereit ist, sich auf die Annahme sprach-transzendenter Gegebenheiten festzulegen. Es ist schwer zu sehen, wie die Objekte, die B.s singularen Termini entsprechen, etwas anderes sein könnten als unter definierten Beschreibungen vorkommende sprachliche Gebilde. Doch auch wenn B. eine Festlegung in der Frage, was es ist, über das wir reden, letztlich vermeidet, hat er eine Menge getan, um zu verdeutlichen, wie wir uns über die Dinge verständigen.

G. SANS S. J.